

Neue Sachbücher



Sänger der Herrlichkeit: Keine Satzungsänderung ohne Akklamation durch die Stimmberechtigten

Foto Detlev Schilke

Politik ist ein anderes Wort für Gewalt

Für Giorgio Agamben, den theologisierenden Provokateur der akademischen Philosophie, sind die modernen Engel Beamte oder Gouverneure. Sie verkörpern die Weltregierung schlecht hin. So lässt der venezianische *doctor angelicus* seine Engelkunde ganz mit der Theorie der Macht zusammenfallen. Zwei Aspekte hat die Macht: Macht als Regierung und Macht als zeremonielles und liturgisches Königtum. Agamben will die seiner Meinung nach sowohl in der politischen Philosophie als auch in der Politologie vernachlässigte Frage beantworten: Warum braucht die Macht die Herrlichkeit? Wenn sie Stärke, Handlungsfähigkeit und Regierungsfähigkeit ist, weshalb tritt sie dann in der glorreichen Form der Zeremonie auf? Für Agamben bilden Akklamationen eine Übergangszone, in der Politik und Theologie ununterscheidbar werden. Wie die liturgischen Doxologien Gottes Herrlichkeit erzeugen und festigen, so sind auch die profanen Akklamationen kein Ornament der politischen Macht, sie begründen und rechtfertigen sie.

Akklamationen und die Herrlichkeit in ihrer modernen Gestalt als öffentliche Meinung und Konsens stehen für den Autor immer noch im Zentrum der politischen Dispositive. Spielen die Medien in den heutigen Demokratien eine so wichtige Rolle, so nicht nur deshalb, weil sie die Kontrolle und Lenkung der öffentlichen Meinung ermöglichen, sondern vor allem auch, weil sie, so Agamben, die Herrlichkeit verwalten und zuteilen. In den Medien sei jene akklamatorische und doxologische Dimension der Macht wirksam, die in der Neuzeit verschwunden zu sein schien, die aber in der heutigen Demokratie, die Guy Debord Gesellschaft des Spektakels nenne, in der akklamatorischen Gestalt des Konsenses wiederkehre. So könne man gegen Habermas „mit guten Argumenten“ einwenden, dass er letztlich die politische Macht in die Hände der Medien gebe. Hier verlässt Agamben

In dieser Woche erscheint Giorgio Agambens neueste Provokation der akademischen Philosophie: eine Engelkunde als Theorie der politischen Macht.

ben seine zweifellos faszinierende spekulative Philologie der Antike und des Mittelalters und argumentiert zunehmend pauschal und ungenau.

Heute leben wir tatsächlich in einer Gesellschaft der Akklamation, die aber keine wirkliche politische Partizipation zulässt. Sie ist vielmehr eine entpolitisierte Gesellschaft des Spektakels, in der es auch nicht mehr um politische Machtergreifung oder Herrschaft geht. Das Spektakel ist die ununterbrochene Rede, die das gegenwärtige System über sich selbst hält, sein lobpreisender Monolog. Hier figuriert selbst die Regierungsgewalt, so Debord, als ein Pseudostar, der sich wie der Star des Konsums durch das passive Zuschauerpublikum akklamieren lässt. Die entpolitisierte Gesellschaft der Akklamation verdrängt zunehmend die kritische Öffentlichkeit, die es Jürgen Habermas zufolge zu verteidigen gilt. Darum ist Agambens Habermas-Interpretation sehr irreführend, denn Habermas grenzt die kommunikative Vernunft strikt von der Akklamation ab. In „Strukturwandel der Öffentlichkeit“, worauf sich Agamben selbst bezieht, unterscheidet Habermas zwischen der „kritischen Öffentlichkeit“ und der „zu Zwecken der Akklamation bloß hergestellten Öffentlichkeit“.

Als Archäologe der Macht hat Agamben offensichtlich Mühe, die kommunikative Dimension der Demokratie zu begrei-

fen, die diesseits der Herrschaft und Herrlichkeit angesiedelt ist. Als ganz falsch erweist sich auch die von ihm vermutete Nähe zwischen Schmitt und Habermas. Habermas kritisiert nämlich die Schmittsche Auffassung des Gesetzes als eines Willensausdrucks, dem das Moment des gewaltsam durchgesetzten Herrschaftsanspruchs innewohnt. Die kommunikative Vernunft distanziert sich gerade von diesem Willen und dem Herrschaftssubjekt. „Diskurse“, so Habermas' Diktum, „herrschen nicht.“ Der Einwand, der gegen Habermas' Theorie der diskursiven Vernunft vorzubringen wäre, beträfe eher die von ihm geknüpften Verbindung von „subjektiven Kommunikationsformen“ und kommunikativer Erzeugung der Macht. Die Macht setzt immer eine individuelle oder kollektive Subjektivität voraus. Die kommunikativ verflüssigte, subjektlose Diskursivität wäre somit frei von der Machtökonomie, die immer eine Ökonomie der Subjektivität und des Willens ist.

Die Demokratie ist zwar faktisch mit machtökonomischen Elementen durchsetzt, aber ihr wohnt unauslöschlich ein kommunikativer Kern inne, der es nicht zulässt, sie mit der Machtökonomie zusammenfallen zu lassen. Agamben ignoriert ganz den kommunikativen Kern der Demokratie und lässt diese in der medialen Herrlichkeit des Spektakels aufgehen. So verfehlt er abermals das Wesen der Demokratie und Kommunikation.

Politik ist für Agamben ihrem Wesen nach Gewalt. So politisiert sich das menschliche Leben „nur durch das Überlassensein an eine unbedingte Macht über den Tod“, nämlich an die der Souveränität. Das Urphänomen der Politik ist, so steht es bereits in „Homo sacer“, der Bann, der das nackte, tötbare Leben des Homo sacer erzeugt. Agamben ignoriert ganz die kommunikative Dimension der Politik. Sowohl die Politik als gouvernementale „Maschine“ als auch die Sprache als linguistische „Maschine“ produzieren

Gewalt. Für Agamben ist die Repräsentation als solche Gewalt. Darin ist er heideggerischer als Heidegger. So ist die Rückkehr zur unmittelbaren Präsenz, zum paradiesischen Zustand der Unterscheidungslosigkeit seine messianische Erlösungsformel.

Agamben denkt undialektisch. Ihm fehlt die Geduld zur Dialektik. Foucault denkt wesentlich dialektischer als Agamben. Die „Maschine“ ist, so würde er sagen, nicht nur repressiv, sondern auch produktiv. Die linguistische Maschine sondert gewiss das Nichtrepräsentierbare ab, aber sie produziert auch Sinn und Sinnvolles. Ohne die Sinnproduktion gäbe es nur ein sinnloses Stammeln, das Agamben aber als Zustand der Sprache nach dem jüngsten Gericht darstellen würde. Die Engel der Kommunikation stammeln nicht. Politik ist auch Vermittlung und Kommunikation. Agambens Dämonisierung der Handlung und Entscheidung, ja des Tuns überhaupt, zerstört den Raum des Politischen. So mündet Agambens Genealogie der Herrlichkeit wieder in die Lobpreisung der Untätigkeit.

Trotz aller Einseitigkeit der Agambenschen Genealogie der Macht lässt seine wiederholte Beschwörung der *vita contemplativa* den Leser doch aufhorchen, vor allem angesichts der Hyperaktivität und des Imperativs der Arbeit und Leistung, das die heutige Gesellschaft beherrscht und das in seiner pathologischen Zuspitzung tatsächlich eine neue Form der Gewalt anzunehmen scheint. Die Opfer der Hyperaktivität, der Depression oder des Burn-Out-Syndroms wären ja tatsächlich moderne *homines sacri*. So wäre es an der Zeit, nicht nur weitere Engel der Kommunikation, sondern auch neue Engel der Kontemplation zu erfinden, und zwar jenseits der Ökonomie der Macht.

BYUNG-CHUL HAN

Giorgio Agamben: „Herrschaft und Herrlichkeit“. Zur theologischen Genealogie von Ökonomie und Regierung. Homo sacer II.2. Aus dem Italienischen von Andreas Hleipko. Suhrkamp Verlag, Berlin 2010. 368 S., br., 20,- €.

Bei Tisch wird nicht gesprochen!

Aber ein gut gefüllter Magen lässt mit sich reden: Daniel Kofahl kocht Luhmannsche Hausmannskost

Das Zubereiten einer Tomatensuppe hält überraschende Herausforderungen bereit. Da ist das Überführen der Tomaten vom festen in den flüssigen Zustand: entsaften oder pürieren? Entkernen oder nicht? Die Suppe dickflüssig oder wässrig? Glücklicherweise gibt es die kulinarische Intelligenz. Sie macht Ordnung möglich und Unordnung unmöglich, bringt mit Hilfe diverser Hungergefühle Ordnung in die kulinarische Komplexität und lässt die Tomatensuppe mit Lerneffekten und Irrtumskorrekturen schließlich gelingen.

Kulinaristik nennt der Soziologe Daniel Kofahl den Diskurs, der sich mit der Unterscheidung von wohlschmeckend und nicht wohlschmeckend befasst und ohne den Essen so schal sei wie religiöses Erleben ohne Theologie. Diesen Diskurs will Kofahl der soziologischen Analyse zugänglich machen, und zwar nicht über die schichtenspezifische Sozialisation, sondern über eine „form-theoretische Skizze“.

Nun ist das Sprechen über kulinarischen Geschmack nicht leichter als das Sprechen über Kunst und schon die Entwicklung einer intersubjektiven Verständigung über Geschmacksempfindungen eine Herausforderung. Nicht umsonst heißt es in der guten Kinderstube: Bei Tisch wird nicht gesprochen! Zielführend ist hier eher haptisches als diskursives Verhalten. Wer zu viel redet, kriegt den Teller nicht aufgegessen. Ein leerer Magen treibt nicht gerne Kulinaristik. Erst gut gefüllt lässt er mit sich reden.

Mit Luhmannscher Hausmannskost, dem Re-Entry George Spencer-Browns und dem Joker von Michel Serres wird aus dem Gericht eine Nachricht des Kochs an den Esser, die dieser dekodieren kann oder auch nicht. Zwischendrin stößt der Leser auf den einen oder anderen unterernährten, also normalsprachlichen Satz, der nichtsdestotrotz wichtige Einsichten bereithält: In Kochbüchern geht es darum, wohlschmeckende Gerichte zu beschreiben. Allerdings schme-

cke nicht alles, was gegessen wird, doch man könne sich bemühen, weniger wohlschmeckendes Essen zu verbessern. Das ist fein abgeschmeckt.

Deftiger wird der Text, wenn es in die Geschichte geht: Der „sprachfähige Esser“, mit dem der kulinarische Diskurs entstand, ist eine relativ neue Erfindung, so Kofahl, noch im sechzehnten Jahrhundert berichtete Michel de Montaigne erstaunt von einem Koch, der einen Vortrag über „die Wissenschaft der

Speisen“ hielt wie über „einen bedeutenden theologischen Gesichtspunkt“.

Ein Rülpsen allein sagt noch nicht viel. Zur Verständigung über Geschmack bedarf es eines fachgerechten und sachbezogenen Vokabulars. Restaurants müssen den Gästen erzählen, warum diese zu ihnen kommen sollen, und ohne ein Fachvokabular kann der Gourmet seine Erlebnisse nicht „aktiv nach und vorbereiten“ und sich damit vom zur Völlerei neigenden Gourmand unterscheiden.

Studien zur Sprache der Weinkenner haben freilich ergeben, dass sich die Kenner nur über ihnen bekannte Weine austauschen können, es ihnen bei der Beschreibung unbekannter Tropfen hingegen nicht gelingt, „auf Anheiß optimal intersubjektive Deskriptionen anzufertigen“. Was den Geschmack natürlich hervorragend für ein selbstreferentielles System qualifiziert; denn worüber geredet wird, verschafft ihm Zweifel weniger Völlegefühl als die Art und Weise, in der es geschieht.

Kofahl berichtet von Versuchen, kulinarische Beschreibungen in spinnennetzartige Grafiken zu fassen, in denen etwa Speisequark deutliche Ausschläge auf den Achsen „körnig“, „fest“ und „rahm- gelb“, hingegen möglichst geringe auf der Achse „ranzig“ aufweisen sollte. Auch der im dritten Teil anhand kulinarischer Zeitungskolumnen untersuchte Diskurs entpuppt sich als kohlenhydratreiche Sättigungsbeilage.

MANUELA LENZEN

Daniel Kofahl: „Geschmackssfrage“. Zur sozialen Konstruktion des Kulinarischen. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2010. 121 S., br., 19,90 €.



Auf dem schwierigen Weg vom Abschmecken zum Begriff

Foto Frank Röth

Briefe an die Herausgeber

In der Spaß- und Erlebnisgesellschaft

Zum Artikel „Im Land der Mutlosen“ von Hannes Hintermeier (F.A.Z.-Feuilleton vom 7. August): Sosehr ich die Kritik des Autors an dem schiefen Bild, das manche Medien von der katholischen Kirche in Deutschland zeichnen und verbreiten, teile, so entschieden muss ich dem einseitigen Bild widersprechen, das er selbst unter Berufung auf den Bischof von Limburg, Franz-Peter Tebartz-van Elst, und den Schriftsteller Martin Mosebach von der nachkonziliaren Kirche entwirft, widersprechen. Es ist allzu billig, wenn Hintermeier den „Achtundsechzigern“ (gemeint sind hier wohl die Reformkräfte in der Konzilszeit) unterstellt, sie hätten „ihren Kurs auf die Bedürfnisse der Gesellschaft abgestimmt“, und wenn Martin Mosebach behauptet, die sogenannte „Aggiornamento-Kirche, die sich anpassende Kirche, habe Generationen den Glauben gekostet“. Johannes XXIII. hatte mit seiner Forderung nach einer „Verheutigung“ der Kirche aufgeklärte, mündige, verantwortungsbewusste Menschen vor Augen, nicht aber eine selbstgefällige, vom Jugendwahn befallene Spaß- und Erlebnisgesellschaft.

Charakteristisch für diese Gesellschaft ist einerseits ein prinzipieller Vorbehalt gegen alles Überkommene beziehungsweise die Weisheit der Alten, andererseits das Bedürfnis nach lautstarker Selbstdarstel-

lung, was sich besonders bei sogenannten „Musik-Events“ Geltung verschafft. Die Jugend hat – mit einem gewissen Recht – schon immer die Alten provoziert und mit Lärm auf sich aufmerksam gemacht. Heute aber lassen sich Erwachsene und Eltern davon anstecken; sie laufen den Jugendlichen hinterher, statt ihnen Orientierung zu geben. Mit den Kindern dieser Gesellschaft haben es heute kirchliche Mitarbeiter zu tun. Wenn der Limburger Bischof meint, den Religionslehrern fehle es an Mut, „unseren Glauben beim Namen zu nennen“, dann sollte er zunächst einmal anerkennen, dass heute Mut dazu gehört, überhaupt Religionslehrer zu werden. Im Übrigen sollte man sich vor der Illusion hüten, die jungen Menschen mit unverdrossen wiederholten Glaubensformeln erreichen zu können.

Man sollte sich ein Wort von Alfred Delp wieder ins Gedächtnis rufen, der sinngemäß während seiner Haft geschrieben hat: „Die rein religiösen Bemühungen halte ich für verfehlt, wenn der Mensch am Boden liegt.“ Und das gilt heute für viele junge Menschen, die sich selbst überlassen werden und keinen Halt mehr in ihren Familien und bei ihren Eltern finden. In der Tat ist „anteilmehmende Menschlichkeit“ (Pfarrer Max Pinzl) mehr denn je das Gebot der Stunde.

DR. SIEGFRIED SCHRÖER, MARBURG

Das Versagen christlicher Ethik

Zum Beitrag „Im Land der Mutlosen“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 7. August): Ein Land wie Deutschland, das seine Seele verloren hat und in dem seine Menschen sinnlos umherirren, bietet das nicht ideale Chancen für die Kirchen? Deuten Bestseller von Margot Käßmann und Anselm Grün dies nicht auch an? Warum verlassen die Menschen trotzdem unsere Kirchen? Für uns Katholiken liegt die Antwort auf der Hand. Der Versuch, der Realität mit einer organisatorischen Anpassung zu begegnen, ohne die verkrustete Macht der Hierarchien anzutasten, muss scheitern. Ein ehrenamtlicher Dienst der Laien, der „eine intensive Förderung und Begleitung durch die Kirche braucht“, wie es Bischof Tebartz-van Elst ausdrückt, und sich durch „Pflicht zum Gehorsam“ auszeichnet, ist offenbar kein Teil „der Kirche“, sondern nur eine Art zuarbeitendes Organ. Dem Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Alois Glück, verpasst der Bischof sogar einen Maulkorb. Über die „verfasste Kirche“ darf nicht diskutiert werden.

Es gibt aber ein noch viel fundamentaleres Problem: Die Kirche lehrt, dass unsere Kultur auf christlichen Werten beruht. Wenn dieser Anspruch stimmt, dann muss die Fehlentwicklung unserer Gesellschaft auch wesentlich durch das Versagen christlicher Ethik verursacht worden sein. Die landläufige Erklärung, dass die Aufgabe christlicher Wertvorstellungen in den achtundsechziger Jahren zu Hedonismus, Synkretismus und Individualismus geführt habe, in deren Folge Umweltzerstörung und gesellschaftlicher Zerfall eingetreten seien, versucht dies zu verschleiern. Bevor unsere Kirche von „Bewahrung der Schöpfung“ spricht und sich damit zum Statthalter Gottes auf unserem Planeten andient, muss sie sich einer reinigenden Selbstkritik unterziehen, die alle Gläubigen einlädt, frei ihr Wort zu erheben. Diesen Weg der Öffnung wollte das Zweite Vatikanische Konzil gehen. Dass man diesem Versuch nun ansetzt, im „Land der Mutlosen“ gelandet zu sein, zeigt das Ausmaß der zu überwindenden Realitätsferne.

DR. HERMANN PÜTTER, NEUSTADT

Ein Wanderer zwischen Italien und Deutschland

Richtig gibt Martin Otto in seinem Bericht über eine Münchner Tagung von Literaturwissenschaftlern und Juristen (F.A.Z. vom 10. August) an, dass das „Center for Advanced Studies“ (CAS) der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in der Schwabinger Villa untergebracht ist, die einst Ernesto Grassi bewohnte. Grassi, Sohn eines italienischen Vaters und einer deutschen Mutter, stärkte als Wanderer zwischen Italien und Deutschland die Verbindung zwischen den beiden Kulturen und Geisteswelten diesseits und jenseits der Alpen. Er war jedoch kein Romanist, wie es irrtümlich heißt, sondern Philosoph.

1925 wurde Grassi in Mailand bei Piero Martinetti über „L'unità formale della vita e l'impostazione del problema teologico“ promoviert. Nach einem längeren Studienaufenthalt bei Martin Heidegger in Marburg und Freiburg habilitierte sich Grassi 1932 in Rom mit „Il problema della metafisica platonica“ (Bari 1932) im Fach Philosophie. Nach Aufenthalten in Berlin und Zürich lehrte er von 1948 bis 1970 Philosophie und Geistesgeschichte des Humanismus in München. Am 22. Dezember 1991 ist Ernesto Grassi in München gestorben.

DR. HANS OTTO SEITSCHKE, MÜNCHEN/[LW+1]

Die Lufthansa und ihre moralische Verpflichtung

Am 21. Juli wurde in Ihrer Zeitung ein Film besprochen, der beim Fernsehsender Arte zu sehen war. Die Überschrift Ihres Beitrags heißt „Dem Führer stets zu Diensten“. Der Filmemacher Christoph Weber war da schon etwas vorsichtiger als Sie und weniger anklägerisch. Sein Film hat nämlich den Titel „Fliegen heißt Siegen – die verdrängte Geschichte der Deutschen Lufthansa“. Weber beklagt, dass die Lufthansa angeblich die Informationen über jene schreckliche Zeit in der deutschen Geschichte verweigert habe mit der Begründung, sie habe mit der Vorgänger-Lufthansa nichts zu tun, denn 1955 sei die Deutsche Lufthansa neu gegründet worden. Sie tun dies aber mit dem Satz: „Juristisch ist das nicht zu beanstanden, aber wer glaubt, die Lufthansa habe damit eine bequeme Position gefunden, hat Webers Film noch nicht gesehen.“ Ja, was heißt das denn? Sollen wir auch das „gesunde Volksempfinden“ an die Stelle rechtlich-verbindlicher Regeln und Prinzipien setzen? Das kann es doch wohl auch nicht sein. Soweit ich weiß, hat die Lufthansa sich der moralischen Verpflichtung nicht entzogen, sie hat sich mit einem namhaften Betrag an dem Fonds der deutschen Wirtschaft beteiligt.

Die Lufthansa war auch in der NS-Zeit ein Staatsunternehmen und wie viele andere Unternehmen der Rüstungs- und Rohstoffindustrie ein Teil der deutschen Rüstungswirtschaft. Denn ohne die Produktion von Panzern, Flugzeugen und etwa Granaten wäre der Krieg schon viel früher zu Ende gewesen. Das gilt auch für die Waffenlieferungen aus der Schweiz und den Niederlanden bis kurz vor Kriegsende. Natürlich hätte jemand Aufträge, die ihm der Staat erteilte, ablehnen dürfen, das hätte er dann mit dem Gang in ein Konzentrationslager, vielleicht auch mit dem Verlust seines Lebens bezahlt. Jeder, der sich heute mit dieser Periode deutscher Geschichte auseinandersetzt, muss bei moralischer Bewertung immer sich

selbst fragen: Was hättest du eigentlich gemacht, hättest du selbst den Mut gehabt, Befehle und Anweisungen nicht zu befolgen? Es gibt, so hat jemand vor vielen Jahrzehnten geschrieben, auch ein Menschenrecht auf Feigheit.

Aber es gab doch in dieser Zeit auch eine andere Seite innerhalb der Lufthansa. Der Justiziar Klaus Bonhoeffer, war ein wichtiges Glied in der Kette des deutschen Widerstandes. Über ihn liefen die Verbindungen zwischen dem konservativen Widerstandsfeld und dem linken und gewerkschaftlichen Bereich. Er arbeitete mit Canaris zusammen, dies wurde ihm schließlich zum Verhängnis. Schon vor dem 20. Juli 1944 kam er in ein Konzentrationslager und wurde wenige Wochen vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges erschossen. Zur Erinnerung ist das Bildungszentrum der Lufthansa nach ihm benannt worden. Es lohnt sich immer, die ganze Geschichte darzustellen und nicht mit „ideologischem Schraum vor dem Mund“ darüber zu schreiben.

PROFESSOR HEINZ RUHNAU, BONN

Nicht nach Geschlecht

Zu „Mehr Professorinnen in Deutschland“ (F.A.Z. vom 7. Juli): So erfreulich diese Feststellung auch ist – die Gründe hierfür liegen unter anderem darin, dass bei jeder Berufung auf eine Professorenstelle die „Frauenquote“ eine Rolle spielt. Bei zahlreichen Berufungen werden qualifizierte männliche Wissenschaftler nur deshalb nicht berücksichtigt, weil eine Frau unter den Bewerbern ist. Diese Quotenlogik ist nicht nur den Wissenschaften abträglich, sondern richtet sich nicht zuletzt auch gegen die Frauen. Ich würde mich als Wissenschaftlerin diskriminiert fühlen, nur deshalb berufen zu werden, weil ich eine Frau bin. Entscheidend sollte die Qualifikation, nicht das Geschlecht sein.

DR. HANNELORE HAMEL, MARBURG